Nur für den Gebrauch
innerhalb der Wehrmacht

Bruno Brehm

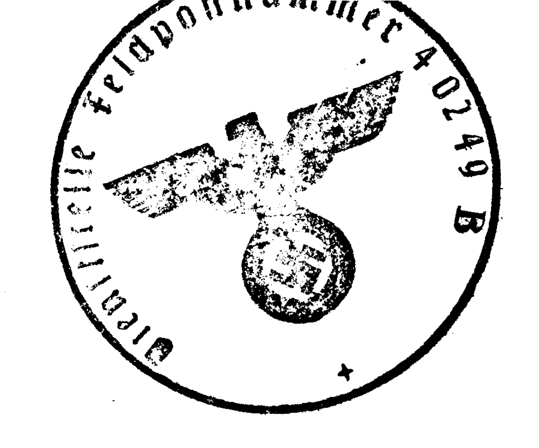
Deutsche Haltung vor Fremden

Ein Kameradenwort an unsere Soldaten



Tornisterschrift
des Oberkommandos der Wehrmacht
Abteilung Inland

1940/41 - Zweiter Jahrgang Heft 16



Das Wichtigste, was du in der Fremde wissen mußt, ist, daß das Volk und das fremde Land nach anderen Gesetzen gewachsen und von einer anderen Vergangenheit geformt sind als dein Volk und dein Vaterland. Alles, was dir anders und fremd erscheint, das Aussehen der Menschen, die Sprache, der Gang, die Bauart der Häuser und das Essen, sind nicht deshalb anders, um dein Mißfallen zu erregen und um dir Schwierigkeiten zu bereiten, sondern weil in der Fremde eben alles auf ganz anderen Voraussetzungen beruht, auf anderer Rasse, anderer Witterung, anderem Boden, anderer Vergangenheit als bei dir daheim. Wohl sollst du an dich selbst in der Fremde den gleichen Maßstab anlegen, mit dem du daheim gemessen werden willst, du sollst dir in der Fremde nichts herausnehmen, was du dir daheim unter den prüfenden Blicken deiner Volksgenossen, von deren Achtung du abhängst, versagen müßtest. Denn die Fremde ist nicht der Ort, wo du dich, weil man dich dort nicht kennt, gehen lassen kannst, im Gegenteil, nirgends mußt du dich so zusammennehmen wie in einem fremden Land. Denn du lernst ja nicht als ein wesenloser Geist die fremden Städte kennen, da doch mit dir und durch dich ein Stück Heimat, ein Vertreter deines Vaterlandes, in die Fremde kommt. Nicht nur deine Augen sehen und staunen, du wirst ja auch selbst gesehen und bestaunt. Nicht nur du urteilst und vergleichst, du wirst ja selbst auch beurteilt und verglichen. Während in einem fremden Lande neben dem von dir abfällig Beurteilten und gering Gewerteten noch immer auch das Bessere stehen kann, eine große Vergangenheit neben einer kleinen Gegenwart, eine fleißige Mutter neben müßigen und geputzten Frauenzimmern, stehst du vor den Fremden allein, und kein Besserer stellt sich vor dich hin, um die Blößen zu verdecken, die du dir und deinem Volke gegeben hast.

Gehst du daher in Friedenszeiten auf Reisen und benimmst du dich in deinem bürgerlichen Gewande schlecht, brauchst du zu sehr deine Ellbogen, trinkst du maßlos, schreist du, obwohl dies gar nichts hilft, um dich besser verständlich zu machen, laut herum, so werden die Fremden von dir nicht sagen: ein Herr Kunz oder ein Herr Huber, ein Sachse, ein Preuße, ein Bayer, ein Rheinländer oder ein Ostmärker haben sich schlecht benommen, nein, man merkt sich von dir nur, daß du ein Deutscher bist, und die Schlußfolgerung lautet daher auch nicht: dieser Kunz oder dieser Huber, dieser Preuße, Sachse, Bayer, Rheinländer oder Ostmärker ist ein übler Lümmel, oder: unter den Deutschen gibt es einige Trinker, Krakehler und unleidige Besserwisser, sondern man urteilt viel allgemeiner und einfacher: „Alle Deutschen sind unleidige Menschen, Trunkenbolde und Stänkerer. Das kann uns niemand ausreden, wir haben es doch selbst mit unseren eigenen Augen gesehen, sie waren doch bei uns, sie haben sich hier mit uns gestritten, wir nehmen sie wohl bei uns auf, weil sie uns ihr Geld hierlassen, aber mehr wollen wir von ihnen nicht wissen." Denn du als einzelner bist für diese fremden Menschen kein Begriff, und die deutschen Stämme sind es auch nicht. Man merkt sich also weder deinen Namen noch deine engere Herkunft, man behält bloß von dir, daß es ein Deutscher gewesen ist, der solches Mißfallen herausgefordert hat.

Aber auch wenn du dich der Größe und Würde deines großen Volkes angemessen in der Fremde benimmst, wird es dir in vielen Ländern kaum gelingen, die Liebe des fremden Volkes zu gewinnen, denn allzusehr hat eine jahrzehntelange Hetze das Antlitz unseres Volkes entstellt, und eine gewisse Voreingenommenheit, die du zu überwinden haben wirst, kann dir nirgends erspart werden. Kannst du also auch nicht die Liebe erringen, Achtung kannst du dir immer noch erwerben. Alles, was du aber dir an Achtung gewinnst, kommt nicht nur dir, sondern auch deinem Vaterlande zugute. An dir liegt ja nicht viel. Dich, als einzelnen, merkt man sich nicht. Aber man merkt sich, woher du gekommen bist, und man schließt aus deinen Unsitten auf die schlechten Sitten deines Vaterlandes.

Nicht nur du bist den Menschen in einem andern Land fremd, auch die Welt, in die du trittst, ist anders. Das Gewohnte findest du nicht,

das dir Selbstverständliche wird den andern oft unbekannt sein, das Vertraute wirst du oft vermissen. Deshalb haben wir gleich zu Eingang gesagt: die Heimat ist nicht die Fremde. Das mußt du wissen, wenn du im Frieden auf Reisen gehst. Du sollst nicht dort unbedingt Bier trinken wollen, wo man Wein trinkt, du sollst dort nicht über die Art des Straßenverkehrs mäkeln, wo man anders fährt und anders ausweicht, du sollst dich nicht über die Verhältnisse auf der Bahn und auf dem Schiff beklagen, du sollst den Maßstab deiner Heimat wohl an dich und nicht an das fremde Volk anlegen. Du verbitterst dir sonst dein Reisen, vor allem aber lernst du nichts und wirst nie dahinterkommen, worin die Ursachen liegen, daß alles so ganz und gar anders ist. Um immer recht zu behalten, um alles in der Fremde schlechter zu finden, um dich überall betrogen und zurückgesetzt zu fühlen, mußt du ja nicht obendrein auch noch Geld ausgeben und auf Reisen gehen. Das kannst du daheim billiger haben. Da kannst du getrost in deinem eigenen Lande bleiben und dort alles, was du nicht entbehren kannst, genießen. In der Fremde sollst du nicht das Eigene suchen, du sollst dir dort ein gerechtes Bild von dem andern Volk, von dem andern Land machen. Deine Pünktlichkeit und die deutsche Genauigkeit kennt man in dem andern Land vielleicht nicht, ja, man schätzt sie nicht einmal, wenn dir das vielleicht auch unverständlich ist. Aber du verstehst ja auch nicht den Sinn jedes Wortes in der anderen Sprache. Und die Sitten und Unsitten eines Volkes sind ja auch eine Sprache, die sich nicht so schnell ändern kann, weil sie Jahrhunderte gebraucht hat, sich eben so zu entwickeln, wie sie dir nun gar nicht gefallen will.

Aber nicht minder als jener, der in der Fremde alles bemäkelt, schadet der, der in der Fremde alles besser findet als daheim. Das ist der andere, aber genau so unerfreuliche Vertreter, den unser Volk in die Fremde schickt oder der sich aus freien Stücken anmaßt, auf diese Weise unser Vaterland in der Fremde zu vertreten. Es ist würdelos, die fremde Sprache gleich an der Grenze dort schon zu radebrechen, wo noch eigene Volksgenossen, die jenseits wohnen, dir in ihrer Sprache, die auch die deine ist, Antwort geben können. Wie weh durch solch gedankenloses Getue da manchen deutschen Menschen jenseits der Grenzen in früheren Zeiten getan worden ist,

kannst du dir gar nicht vorstellen, denn du weißt ja nicht, was das Deutsch als Sprache jenen immer bedeutet hat, die nicht dem großen Reiche angehören durften. Es mag vielleicht deinen Ohren ein unbeholfenes, ein schwerfälliges Deutsch sein, aber du weißt nicht, wie tief solch eine oft ungelenke Sprache in einem treuen Herzen wurzelt. Du magst vielleicht lächeln über diese Menschen, die an deiner Sprache, die dir etwas Selbstverständliches ist, hängen wie die Kinder an ihrer Mutter. Aber auf den naheliegenden Gedanken, daß du diesen Menschen ein würdeloser Vertreter jenes großen Volkes bist, zu dem sie sich unter hundert Gefahren und Entbehrungen bekannt haben, kommst du vielleicht gar nicht.

Wie sehr jene deutschen Auswanderer dem Deutschtum in Amerika geschadet haben, die dort in der Fremde nach kurzer Zeit nicht nur alles besser, großzügiger, weiträumiger und neuheitlicher gefunden haben als daheim in der alten Heimat, das kann gar nicht gesagt werden. Um sich möglichst schnell dem neuen Lande anzupassen, schien oft kein Mittel zu schlecht, das alte Vaterland schlecht zu machen. Im neuen Lande hörte man solch ein Urteil nur allzu gerne: rechtfertigte es doch den Stolz auf die eigenen Errungenschaften und auf die eigene so hochgepriesene Freiheit. Statt bestrebt zu sein, von seiner alten Heimat das beste Bild zu geben, gefiel sich der Ankömmling darin, seine Heimat zu verunglimpfen und herabzusetzen. Aber er vergaß dabei nur eines: daß er sich selbst damit am meisten und am tiefsten herabsetzte und beschimpfte. Denn welcher Schluß lag für den Amerikaner näher als dieser: Der Mann ist ein Deutscher und er schimpft auf sein Land, aus dem er selbst kommt.

Er hält von seinen ehemaligen Landsleuten nichts, er ist froh, von diesem Lande nichts mehr zu sehen und zu hören, weil eben die Bewohner seiner alten Heimat alle Tröpfe, Wichte, Kommißknöpfe und engherzige Spießer sind. Er allein will eine Ausnahme sein, er ist zu uns gekommen, um hier die Luft der wahren Freiheit zu atmen. Gibt es denn wirklich solche Ausnahmen? Kommt es denn oft im Leben vor, daß alle Brüder mißraten sind und daß nur der eine, der hier vor uns steht und der uns auch nicht besonders gut gefällt, ganz wohlgeraten ist? Schaut ihn euch nur genauer an: er ist ja auch einer von diesen verdammten Deutschen, und er wird sich

viel Mühe geben müssen, ehe wir ihn als einen der unseren anerkennen.

Aller Schimpf, den dieser Mann also auf sein Vaterland gehäuft hat, fällt wieder auf ihn selbst zurück. Könntet ihr alle Auswanderer, die sich von ihrem Volke losgesagt haben, befragen, wie es ihnen gerade in dieser Hinsicht ergangen ist, so würden sie euch ausnahmslos das gleiche Leid klagen: man entrinnt heute seinem Volke nicht, wenn man sich von ihm lossagt, man wird vielleicht in der Fremde gerade noch geduldet, aber nimmermehr für einen vollwertigen Mitbürger angesehen.

Aber nicht nur das eigene große Vaterland haben wir immer zu vertreten und zu schützen, auch die einzelnen Stämme und Gaue dürfen wir in der Fremde nicht schmähen und nicht herabsetzen. Es ist gut und es fördert den Wetteifer, wenn sich im großen Reiche jeder Gau für den besten, den schönsten oder tüchtigsten hält. Ja, bei einer noch zu schreibenden großen Geschichte des deutschen Volkes wird es gut sein, wenn die Leistungen aller Stämme im Hinblick auf die Geschichte des Gesamtvolkes noch einmal neu abgewogen und beurteilt werden. Das Ausland gehen diese Fragen nichts an. Denn wir dürfen nie vergessen, welche Unsumme von Leid diese Vielfalt und Buntheit unserer Geschichte über uns als Gesamtvolk gebracht haben. Wenn wir also untereinander wetteifern, so kann es immer nur in der einen Frage sein: was wir für das große Reich geleistet, was wir dem Gesamtvolk an Kraft, Männern, Kunst und Aufbauarbeit geschenkt haben.

Ich entsinne mich nur zu gut noch daran, wie ich mit einem Bekannten im Jahre 1934 durch Deutschland fuhr. Als wir im Gasthof zu Rothenburg ob der Tauber abends den Meldezettel ausfüllten, mußte ich bei dem Vordruck: „Staatsbürgerschaft" eintragen: „tschechoslowakisch". Mein Reisegefährte schrieb auf seinem Zettel in die gleiche Zeile: „deutsch" und sagte seufzend: „Wie anders nahm es sich doch aus, wenn ich hier früher einschreiben konnte: —", und er nannte den Namen jenes Bundesstaates, dem anzugehören er stolzer war als dem großen Deutschen Reich. Ich glaubte meinen Ohren nicht zu trauen, ich sagte dem Reisegefährten, um wieviel lieber ich und alle die Millionen, die noch außerhalb der Grenzen

waren, hier in den Meldezettel voll Stolz eintrügen: „deutsch" —, aber mein Reisegefährte meinte, das verstehe er nicht, er seinerseits könne den Verlust seines alten Landesnamens nicht verwinden. Hier war eine Verständigung ausgeschlossen. Er begriff nicht, was ich meinte, ich verstand nicht, wie er das Größere nicht annehmen wollte, wo er doch wissen mußte, welches Leid durch die Kleinstaaterei gerade über unser Volk gekommen war.

Ich habe es selbst im Frühjahr 1939 in Frankreich erlebt, daß man mir besonders freundlich entgegenkam, weil ich aus Wien und deshalb ein Österreicher sei, gegen den man im Grunde nichts habe. Ich war auf solches Lob und auf solche Bevorzugung nicht aus, ich erwiderte, ich sei ein Deutscher und als solcher wünsche ich aufgenommen zu werden, es käme mir solch eine Bevorzugung als ein Schimpf vor, den ich nicht dulden könne.

Nein, es geht wirklich nicht an, sich in der Fremde als Süd- oder Norddeutscher, als Berliner oder Wiener über die anderen Volksgenossen zu erheben oder sich gar in der Fremde auf deren Kosten lustig zu machen. Denn die anderen Völker haben es noch nicht vergessen, daß dieses Auseinanderstreben der deutschen Stämme Jahrhunderte hindurch die einzige Quelle unserer Ohnmacht in der Welt war. Und wir könnten im Laufe unserer Geschichte endlich dahintergekommen sein, wie ein Lob gemeint sein muß, das uns uneinig machen und trennen will. Aber wir sollen auch unseren Tadel über unsere Landsleute in der Fremde für uns behalten, wir sollen schweigend vorbeigehen, wenn wir nicht einschreiten und helfen können.

Wenn du also im Frieden in ein fremdes Land kommst, dann sieh in dir selbst einen würdigen Vertreter des Reiches, dann fühle dich selbst als eine Art Gesandter, der für seine Heimat Zeugnis abzulegen hat. Man zeugt aber nicht für sein Land, indem man überlaut ist und Krach schlägt, indem man beweisen will, wie gut gelaunt man ist oder indem man sich überheblich, ja herausfordernd benimmt, sondern indem man so auftritt, wie dies dem Angehörigen eines großen Volkes angemessen ist.

Ich kenne eine ganze Reihe von kleinen Völkern, die unter der geringen Reichweite ihrer Sprache leiden, deren Großmannssucht im umgekehrten Verhältnis zur Ausdehnung ihrer Grenzen und zu den

Leistungen ihrer Geschichte steht. Sie verteilen sich in der Fremde in den Gaststätten über eine Anzahl von weit auseinanderliegenden Tischen und unterhalten sich über die anderen Menschen hinweg überlaut in ihrer kleinen und unbekannten Sprache, damit man fragen soll, was denn diese Sprache für eine sei und welchem Volke diese Menschen denn angehören. Lassen wir den kleinen Völkern dieses kindliche Vergnügen, lassen wir sie, wie den Kuckuck in der Fabel, immer wieder den eigenen Namen schreien, weil ihn die andern nicht kennen. Lassen wir diesen kleinlichen Stolz den kleinen Völkern, die sich oft einsam und verlassen fühlen, die sich wie Kinder im Dunkeln Mut machen durch lautes Singen und überlautes Reden. Unseres Volkes ist ein solcher Stolz nicht würdig. Wir brauchen unseren Namen nicht in alle Winde zu schreien, uns kennt man, unsere Leistungen, die kein Feind und kein Übelwollender ableugnen kann, zeugen für uns in der ganzen Welt.

Aber vielleicht willst du dich, wenn dein Gewissen nicht ganz rein ist, wenn du dich entsinnst, dein Volk einmal schlecht vertreten zu haben, damit trösten: an der Nasenspitze wird man es mir wohl nicht angesehen haben, daß ich ein Deutscher bin. Es sprechen in fremden Ländern viele Menschen anderer Zunge meine Sprache, um sich rascher zu verständigen.

Mein lieber Freund, das ist ein falscher, ein oberflächlicher Trost. Man sieht es dir an der Nasenspitze an, welchem Volk du entstammst. Wer in einem gemischtsprachigen Lande aufgewachsen ist, den wird weder die Haar- noch die Augenfarbe täuschen, wenn er einen Menschen einem Volkstum einordnen soll. Denn die Sprache ist ja mehr als ein Verständigungsmittel, sie, die du mit deiner Zunge formst, formt dich selbst durch ihr Wesen und durch alle Überlieferungen, die sie dir schenkt. Sie bestimmt deinen Ausdruck, sie spricht aus dir, auch wenn dein Mund schweigt; du schreitest nach dem gleichen Maß, nach dem ihre Sätze gebaut sind; sie nennt dich den Ihren, auch wenn du sie verleugnen willst. Du wirst erkannt, auch wenn du dich verkleidest. Sie hat deinen Geist genährt, und nun spricht dein Geist aus ihr. Glaube ja nicht, daß deshalb, weil du darüber noch nicht nachgedacht hast, dies nicht gilt. Es gilt, du kannst dich darauf verlassen und du sollst dich auch danach richten.

Wir haben bis jetzt von Reisen gesprochen, die Angehörige unseres Volkes im tiefen Frieden in ein fremdes Land bringen, teils von Wanderlust getrieben, teils als Unzufriedene mit der eigenen Heimat, teils um in der Fremde ihre Waren zu verkaufen und die der anderen einzukaufen. Nun aber wollen wir nicht mehr von Reisen, sondern von Märschen, nicht mehr von Besuchen, sondern von Besetzungen, nicht mehr vom Frieden, sondern vom Kriege sprechen, der nicht den wanderlustigen, nicht den vaterlandsverdrossenen und nicht den kaufmännischen Reisenden, sondern das ganze Volk in Bewegung setzt und über die Grenzen treten läßt, um das eigene Land nicht zum Schauplatz des Krieges werden zu lassen. Nun trittst du nicht mehr als einzelner vor das andere Volk hin, nun kommst du nicht in Geschäften und nicht aus Vergnügen oder aus Mißvergnügen, nun marschierst du in Reih und Glied mit deinen Kameraden, nun sieht man dir nicht nur an der Nasenspitze an, zu welchem Volk du gehörst, denn nun trägst du das Ehrenkleid deines Reiches und bist in dem fremden Land sogleich als Glied jenes großen Ganzen kenntlich, in das du eingereiht bist.

Wenn du dich als Soldat in einem fremden Lande schlecht benimmst, so wird die Schande nicht nur auf dein Volk, sondern auch auf dessen Wehrmacht fallen. Glaube nun ja nicht, daß du so klein und die Wehrmacht so groß ist, daß es nicht gerade auf dein Benehmen allein ankommt. Glaube ja nicht, daß das schlechte Verhalten eines einzelnen innerhalb eines so großen Rahmens keine Rolle spielen kann. Bedenke immer, daß die Ehre der ganzen Wehrmacht und deren Waffenruhm so groß und makellos vor den Augen der Welt dastehen, daß dieser blanken Waffe schon der winzigste Rostfleck, den du ihr zufügst, schaden kann, eben weil man auf einer so blanken Waffe den geringsten und unscheinbarsten Makel auf den ersten Blick sehen muß. Du kannst dich also nicht mit deiner schlechten Haltung hinter der guten Haltung deiner besseren Kameraden verstecken, denn du weißt es doch vom Exerzierplatz her, daß in einer gut ausgerichteten Kompanie eben der gerade auf den ersten Blick peinlich auffällt, der nicht genau in der Richtung steht. Und da du in einem fremden Land bist, in das man dich weder eingeladen noch

gerufen hat, in dem man dir weder Liebe noch Neigung entgegenbringen wird, so bist du genötigt, dir Achtung zu erzwingen.

Ich habe im März 1939 auf dem Bahnhof einer Stadt, die stets als besonders deutschfeindlich galt, ja, die in ihrer Deutschfeindlichkeit einen gewissen von alters her verbürgten Ruf genoß, einen jungen und kleinen deutschen Soldaten stehen gesehen, um ihn herum ein kleiner freier Raum, und um diesen Bannkreis herum, zu beiden Seiten und im Rücken des einsamen deutschen Soldaten das abgerüstete, waffenlose Militär des anderen Volkes und die aufgeregten Frauen dieser heimkehrenden Soldaten; alle mit finsteren Blicken, alle voll kaum verborgenem und schwelendem Haß, alle voll Zorn und Wut über das Schicksal ihres Landes, das sich in so unvorstellbar kurzer Zeit, über Nacht und bei Schneegestöber entschieden hatte. Da stand nun als Bote und als Träger dieser neuen Zeit, die das andere Volk aus seinen überkühnen Träumen geweckt und in die nüchterne kalte Wirklichkeit zurückgeführt hatte, dieser Soldat mit seinem Stahlhelm, kleiner dem Wuchs nach als die anderen, sich um ihn herum drängenden fremden Soldaten, und unser Mann schien weder die bösen Blicke zu merken noch daran zu denken, wie ohnmächtig er allein gegen die vielen anderen Männer und deren heftige Frauen gewesen wäre. Er tat seinen Dienst, man hatte ihn dort hingestellt; wie man ihn ansah und was man über ihn dachte, schien ihm vollkommen gleichgültig zu sein. Ich kannte das Land, ich kannte die Leidenschaft dieses Volkes und ich dachte mir: Dort steht das Reich! Den Bannkreis um diesen unverletzlichen Mann dort hat das Reich gezogen.

Dieses Ansehen nun und diese Unverletzlichkeit, darüber seid ihr euch doch wohl einig, hat sich nicht der kleine deutsche Soldat selbst erworben; die hat ihm das Reich und die Wehrmacht dieses Reiches geliehen. Und dieser Mann wäre ein Dieb, wenn er dem Reiche nicht das gleiche Ansehen zurückgäbe, wenn er durch schlechtes Betragen einen Teil, und zwar gerade jenen, der ihm verliehen worden ist, unterschlüge. Denn er, der selbst diesen Waffenruhm genießt, darf doch die Ehre seiner Waffen nicht beflecken.

Als mein Zug dort auf diesem Bahnhof hielt, fiel mir beim Anblick dieses Mannes ein ähnliches Beispiel ein, das ich in der russischen

Gefangenschaft erlebt hatte. Ein deutscher Leutnant, durchaus keine furchteinflößende Gestalt, matt noch von den überstandenen Operationen und vom langen Aufenthalt in den Spitälern, ein Oberlehrer der Mathematik, war in das Spital eingeliefert worden, in dem ich damals lag. Der rechte Ärmel seines zerknitterten Waffenrockes hing leer herunter, man hatte ihm den Arm amputiert. In der linken Hand hielt er seine wenigen Habseligkeiten, auf dem Haupte saß ihm der mit einem Überzug verhüllte deutsche Infanteriehelm. Die Wache, die ihn hereinbegleitet, bärtige russische Landsturmleute, und die Sanitare, die ihn in Empfang nahmen, sahen zu, wie sich der Leutnant auf sein Bett setzte und mit seiner einen Hand langsam den Helm abnahm. Als nun der Helm auf dem Bett lag, schob einer der Sanitare behutsam den Überzug des Helmes in die Höhe und bestaunte den blitzenden Adler auf dem dunklen Grund. Er rief etwas auf russisch, und sogleich kamen noch zwei Schwestern und zwei Ärzte hinzu. Der Helm wurde ganz aus dem Überzug geschält und auf den Tisch gestellt. Der einarmige Leutnant war vergessen, alle Russen bestaunten den Helm auf dem Tisch. Nun kann man über die Schönheit des einstigen deutschen Infanteriehelmes verschiedener Meinung sein, keinesfalls stand er dem Mann so gut zu Gesicht wie der ein Jahr später ausgegebene Stahlhelm, der von dem Begriff und dem Bild des deutschen Soldaten kaum mehr zu trennen ist. Mir gefiel dieser Helm nicht, er schien mir, da er nun gar seines Überzuges beraubt war, nicht mehr in die Zeit des Großen Krieges zu passen. Aber gerade, weil ihn nun die Russen so anstaunten, als erblickten sie in ihm das Geheimnis der deutschen Siege, als flamme um seine steile Spitze das Elmsfeuer des Ruhmes der Schlachten von Tannenberg, Lodz, Suwalki und Grodno, gerade deshalb sah ich ganz klar und deutlich, was Waffenruhm ist. Der blasse Leutnant mit dem leeren Ärmel war aufgestanden, er sah, was hier vorging, er warf sich in die Brust und eine flüchtige Röte überhauchte seine eingefallenen Wangen. Als der russische Arzt sich erbot, dem Leutnant, der das Geld gewiß brauchen konnte und dem mit seinem Helm in der Gefangenschaft nicht viel gedient war, den Helm um eine ziemlich hohe Summe abzukaufen, lehnte der deutsche Offizier dies mit stolzem Lächeln ab.

Die neugierigen Russen drehten den Helm scheu in den Händen hin und her, ließen ihn von einer Hand zur andern wandern, sahen immer wieder auf den schmalen blassen Leutnant, zogen die Hülle wieder sorgfältig über den blinkenden Adler und über die steile Spitze und trugen dann Helm und Habseligkeiten des Offiziers in das Magazin.

Die Achtung, die dem Helm und somit auch dem Leutnant widerfuhr, war unter der Führung von Hindenburg, Ludendorff und Mackensen von vielen unbekannten Soldaten und Kameraden des Leutnants mit Blut erkauft worden, und aus der Ferne umgab ihn noch der Glanz von Königgrätz und Sedan. Der Leutnant im russischen Spital und der einsame Posten auf dem Bahnhof standen nicht allein, ihre Armee, ihr Vaterland standen neben ihnen, und die Ehre, die sie vertreten durften, war auch die Ehre ihrer Armee und ihres Landes.

Fast alle Soldaten, die das Unglück hatten, verwundet in Gefangenschaft zu geraten, erfuhren es, daß die einfachen Menschen in den kleinen weltabgeschiedenen Dörfern Rußlands, Serbiens und Rumäniens mit ihren groben Fingern behutsam die Gesichter der Gefangenen abtasteten, um zu spüren, ob diese auch wirklich Menschen wie sie selbst von Fleisch und Blut seien und nicht jene Ausgeburten der Hölle, als die man uns immer wieder geschildert hatte. Sie bestaunten uns genau so, wie du jene Lebewesen bestaunen würdest, die man mit einem Netz aus der Tiefe des Meeres herausgefischt und vor dir ausgebreitet hat. Nun waren wir diesen einfachen Menschen, die weder lesen noch schreiben konnten, in greifbarer Nähe, nun staunten sie, daß man uns die uns angedichteten Gemeinheiten nicht von der Stirne ablesen konnte. Diese Menschen, gleichviel ob es nun erwachsene Bauern oder barfüßige Kinder waren, wollten ihren Augen nicht trauen und tasteten mit den Fingern nach.

Kommst du aber als Sieger in ein fremdes Land, so wird man dich nicht nur bestaunen, man wird dich, da du in Waffen dastehst, hassen, man wird dich meiden, wird dir ausweichen und wird wünschen, das in dir sehen zu können, was man in diesem Lande nur allzugerne von deinem Volke gehört und geglaubt hat. Tausend Blicke werden dich belauern, tausend Augen werden dich überallhin

verfolgen, tausend Blicke werden dein Gesicht abtasten und werden prüfen, ob der Erfolg, den deine Kameraden errungen haben, sich durch dein Aussehen und durch dein Auftreten erklären läßt. Was du dir vor diesen prüfenden Augen vergibst, vergibst du deinem ganzen Volk, was du dir vor diesen Augen erwirbst, erwirbst du deinem ganzen Volke. Tröste dich nicht damit, daß die Furcht vor der Stärke deines Landes das andere Volk schon niederhalten wird, auch wenn du dich nicht zusammennimmst. Auf Furcht allein läßt sich keine Herrschaft aufbauen; ein Sieger, den man verachten kann, bleibt nicht lange im Besitze seines Sieges.

Um zu zeigen, wie streng man in jeder ordentlichen Armee über das Verhalten der eigenen Soldaten im besetzten Gebiet dachte, will ich hier ein Beispiel aus längst vergangener Zeit anführen. Im Jahre 1864 führten Österreich und Preußen gegen Dänemark Krieg. Die österreichischen Truppen hielten Jütland besetzt. Der österreichische Generalstäbler Gründorf berichtet:

„Auch an Hafer, Heu und Streustroh wurden die Rationen so reichlich bemessen, daß unsere Pferde früher nie so gute Zeiten gesehen hatten, als damals in Jütland, nach Eroberung dieser stramm dänischen Provinz. Trotzdem kam es einmal vor, daß sich die Husaren in ihrem Übermute an einem Heuschober vergriffen, welcher Privatbesitz war. Da kam plötzlich der Bürgermeister von Kolding, wo sich dies ereignete, in großer Aufregung zu mir und beschwor mich, um Gottes willen zu verhindern, daß unsere Leute auf eigene Faust requirierten; denn, sagte er, wenn sich ein solcher Fall wiederholte, so könne er für nichts mehr einstehen. Auf meine Gegenbemerkung, daß mir die Sache nicht so erheblich scheine, um gleich mit Drohungen aufzutreten, erwiderte mir der brave Mann: „Herr Hauptmann, Sie kennen das dänische Volk nicht genugsam, sonst müßten Sie wissen, daß man auf streng gesetzlichem Wege alles von ihm fordern kann, daß aber ein Eingriff in das Privatrecht eines Dänen die übelsten Folgen nach sich ziehen muß; denn so wie der Däne selbst die höchste Achtung vor dem Gesetze hegt, so fordert er auch von jedermann, selbst dem Feind, daß er auf gesetzlicher Basis bleibe. Sie haben als Sieger unzweifelhaft das Recht, Kriegskontri-

butionen von uns in beliebiger Höhe zu fordern, und wir werden sie auch pünktlich leisten, wie bisher. Verlangen Sie das Doppelte der gegenwärtigen Lieferung an Verpflegungsartikeln für Mann und Pferd, und ich stehe Ihnen persönlich für die prompte Beistellung. Verhüten Sie aber jeden selbständigen Eingriff Ihrer Soldaten in unser Privateigentum, wenn Ihr tapferer General Gablenz Wert auf die ungetrübten Beziehungen legt, welche zwischen Ihrer bewunderungswürdigen Armee und unserer Bevölkerung bestanden haben." Ich versprach dem braven Manne, ungesäumt dem Korpskommandanten Vortrag über diese Angelegenheit zu erstatten, und versicherte ihn im voraus, daß dieser die allerstrengsten Maßnahmen gegen jedwede Ausschreitung unserer Truppen treffen werde.

Gablenz war sehr aufgeregt über diese Ausschreitung der Husaren gegen seine strengsten Befehle. Auf meine Meldung über den Besuch des Bürgermeisters wurde der Armeebefehl, welcher gleich zu Beginn des Feldzuges die Requisition auf eigene Faust verpönte, sofort in Erinnerung gebracht. Auf jeden auch noch so unbedeutenden Fall von Verletzung der Manneszucht war die standrechtliche Erschießung gesetzt. Das wirkte, und längere Zeit wurde nicht die leiseste Klage mehr laut. Erst gegen Ende der Besetzungszeit ereignete sich ein Vorfall, der den ebenso gutherzigen als rechtlich denkenden Gablenz in die schlimmste Zwangslage versetzte...

Ein Husarenkadett aus altungarischem Adel, welcher eine Streifenpatrouille führte, übernachtete in einem Gutshofe, wo er im Schlafzimmer ein kleines Bild von ungewöhnlicher Vollendung sah. Selbst Amateur, vielleicht Kunstschwärmer, wollte er das kleine Juwel um jeden Preis ankaufen. Die Besitzerin, eine Witwe, erklärte aber ganz entschieden, sich von diesem Gemälde, welches von der Hand ihres einzigen längst verstorbenen Sohnes herrühre, unter keinen Bedingungen trennen zu wollen. Des anderen Morgens war die Patrouille verschwunden und mit ihr das kleine Bild. Der Kadett hatte es mitgenommen. Die alte Frau fuhr sofort nach Kolding zu Gablenz und trug ihm die Klage vor. Schon nach vierundzwanzig Stunden wurde das entwendete Kunstwerk gefunden: es war im Mantel des Kadetten versteckt. In solcher Aufregung wie damals

habe ich unseren stets liebenswürdigen Korpskommandanten nur einmal gesehen. Auf Grund des erst kürzlich herausgegebenen Korpsbefehls ließ Se. Exzellenz sogleich ein Standgericht zusammentreten, welches den Kadetten zum Tode durch Erschießen verurteilte.

Ich erfuhr alsbald, daß Gablenz die Familie des Kadetten aus dem ungarischen Feldzug 1849 kannte und im Hause des reichen Edelmannes sehr angenehme Stunden zugebracht hatte. Ich hoffte also um so mehr, daß er dem offenbar durch seinen Kunstenthusiasmus Verirrten wohl die Todesstrafe auferlegen, ihn aber doch im letzten Augenblick begnadigen werde. Mein Pferd war vor dem Hause des höchsten Gerichtsherrn über Leben und Tod bereitgestellt, und als der Augenblick herannahte, wo man den Delinquenten ins Karree führte, wagte ich bei Gablenz die Bitte um Begnadigung des jugendlichen Sünders, indem ich als mildernden Umstand geltend machen wollte, daß er ja jeden Preis für das Bild, in welches er sich vergafft hatte, zahlen wollte, seine Handlungsweise sei daher nicht als Diebstahl, sondern als Gewaltakt aus krankhafter Schwärmerei zu werten. Vergeblich versuchte ich auch das Vaterherz meines Chefs anzurufen. Die strenge Miene und die Antwort des Generals zeigten, daß ich eine Fehlbitte getan hatte: „Seine Majestät hat mir seine braven Truppen in vollster Zuversicht anvertraut, auf daß ich sie zu Ruhm und Ehre kommandiere. Ich darf nicht den geringsten Makel auf unserem reinen Wappenschild sitzen lassen; der Kadett hat sich gegen die Manneszucht schwer versündigt, er muß seinen Ungehorsam mit dem Leben büßen." Hart war die Strafe, das empfand Gablenz am allermeisten, denn außer den unglücklichen Eltern und Angehörigen des verirrten Jünglings fühlte wohl niemand so tief den Schmerz um das junge Leben, als derjenige, welcher durch die Strenge der Kriegsgesetze gezwungen war, den einen zu opfern, um die anderen vor ähnlichen Fehltritten zu bewahren. In diesem Akt der Gerechtigkeit gegenüber der ganzen Armee erkannte ich neuerdings die Seelengröße unseres Korpskommandanten, der sich in diesen Fragen von niemandem beeinflussen ließ, einzig und allein seinem Gewissen gehorchend." (Memoiren eines österreichischen Generalstäblers 1832—1866. Von Wil-

helm Ritter Gründorf von Zebegény, Verlag Robert Lutz, Stuttgart 1913.)

Ich habe dieses Beispiel aus dem Nordwesten gewählt, weil es alles enthält, was sich über das Benehmen von Soldaten im besetzten Gebiet sagen läßt. Aber in diesem Beispiel ist auch von jenem germanischen Rechtsgefühl die Rede und von jenem strengen Sinn für Eigentum, wie sie der Bürgermeister von Kolding und die beraubte Witwe vertreten.

Als ich, von der Wehrmacht eingeladen, im Juli 1940 die Westfront besuchen durfte, kamen wir in einer Stadt Lothringens zu spät zum angesagten Abendessen. Ich entschuldigte mich deshalb bei der Wirtin, wir hätten diese Verzögerung nicht voraussehen können, sie möge verzeihen, wenn wir sie so lange hätten warten lassen. Oh, mein Herr, sagte die Wirtin, sie habe gerne gewartet, ihr mache das nichts, aber den Speisen werde dieses lange Stehen und Aufwärmen nicht gut bekommen sein, denn sie habe uns kein Sauerkraut gekocht. Ich verstand, was mir die Frau da mit aller Höflichkeit zu verstehen geben wollte und sagte deshalb, sie werde vielleicht schon gesehen haben, wie gut dieses Sauerkraut unseren Soldaten angeschlagen sei. Die Wirtin wußte, was ich gemeint hatte, und die Sache war in Ordnung.

Es ist sinnlos, sich bei solchen Sticheleien in lange Erörterungen einzulassen. Wir können weder den Franzosen noch den Holländern das Gefühl ihrer vermeintlichen kulturellen Überlegenheit wegdisputieren, gleichviel ob sie uns nun für wilde Sauerkrautfresser oder für plumpe Barbaren halten. Wir können ihnen aber durch Taten beweisen, wie wenig sich der Gang der Geschichte an solche Vorurteile hält, da doch die Welt nicht von Meinungen, sondern von Taten gelenkt, gewandelt und bestimmt wird. Aber wenn schon einmal davon gesprochen werden muß, dann können wir ja den Holländern sagen, daß ihr Reichtum darauf beruht, daß sie an der Mündung des Rheines saßen und daß in ihren Häfen ein Teil, und noch dazu ein großer Teil der Erträgnisse unserer Arbeit hängengeblieben ist.

Wir können den Franzosen sagen, daß sie im weiten Gebiet ihrer Maginotlinie das Land in eine Steppe verwandelt haben, während bei uns rund um die Bunker und Werke des Westwalles der Pflug ging. Wir können den Franzosen auch noch erklären, daß sie es waren, die uns gezwungen haben, innerhalb von 125 Jahren dreimal nach Frankreich einzumarschieren, nachdem die Franzosen die Jahrhunderte zuvor ihre Kriege in unserem Lande geschlagen haben. Wir können ihnen vorhalten, daß sie, verausgabt durch all diese Kämpfe gegen uns, Afrika aufgeboten haben, um den Ausfall ihrer Geburten zu ersetzen. Vor allem aber können wir ihnen durch unser Beispiel zeigen, was wir zu leisten imstande sind. Wir sind nie in einem so reich gesegneten und fruchtbaren Lande gesessen wie sie, wir haben anders arbeiten müssen, und die Kraft, die wir ihnen bewiesen haben, ist eine Folge dieser Zucht, in die uns unser oft so karges Land genommen hat.

Wir haben alle die Jahre hindurch die Völker des Westens verwöhnt. Wir sind nach der schönen und großen Stadt Paris gewallfahrtet, um die Franzosen zu bewundern. Wir haben die Norweger immer geliebt und bewundert und haben nicht merken wollen, wie wenig sie von uns wissen wollten. Wir haben, seltsame Liebhaber der fremden Völker, wie wir es immer waren, nie auf Gegenliebe gesehen und haben uns dadurch in den Augen dieser Völker ein wenig lächerlich gemacht. Ich rate nun nicht dazu, plötzlich umzustecken und gerade das Gegenteil hervorzukehren. Das haben wir wahrhaftig nicht nötig. Was wir aber nötig haben, ist ein ruhiges und sachliches Abschätzen der Werte dieser Völker und unseres eigenen Volkes.

Wir waren, ich habe das schon einmal gesagt, keine beliebten Reisenden. Man fand unser Betragen zu auffällig, zu unausgeglichen; man sah, wie wir zwischen blinder Bewunderung und anmaßender Schulmeisterei nicht den Mittelweg finden konnten.

Nun mag vielleicht auch noch dazukommen, daß der Deutsche, der in Uniform gut aussieht, keinen Weg zu einer ihm entsprechenden bürgerlichen Form gefunden hat. Er, der als Soldat wie in der Uniform geboren dasteht, nimmt sich in Zivil oft provinziell und

kleinlich, ohne Geschmack und ohne Stil aus. Die anderen Völker haben dafür ein feines Empfinden, sie haben sich weidlich über uns lustig gemacht. Mit dem Rock des Soldaten zieht aber bei uns der Mensch auch ein anderes Wesen an, oft möchte es mir scheinen, sein wahres Wesen und sein besseres obendrein. Keiner unserer Soldaten sieht kleinbürgerlich, keiner nach Provinz aus. Alles, was ihn in bürgerlicher Kleidung hemmt, die lange Kleinstaaterei, der wenig ausgebildete Geschmack, das schwankende Auftreten, die oft durch Barschheit verdeckte Unsicherheit, fällt beim Soldaten, der ja dem großen Reich und nicht einer kleinen Stadt mit ihrem Eigensinn angehört, gänzlich weg. Unser Soldat hat seinen Stil gefunden, er ist kein verkleideter Zivilist, und alle Reste eines unsicheren Benehmens müssen auch hier beim Auftreten in einem fremden Lande unterdrückt werden. Die Erziehung, die unser Volk durch den Nationalsozialismus erhalten hat, hat uns ein wenig aufgelockert und entkrampft. Auch das ist den anderen Völkern nicht entgangen. Nun dürfen wir aber nicht wieder auf unseren alten Fehler zurückkommen und uns wieder in spießbürgerlicher Behaglichkeit gehen lassen. Wir sind jünger geworden, und diese Jugend hat gar keinen Grund, in unsere alte Rechthaberei zurückzufallen. Wir haben den andern Völkern vorzuleben, wie wir sind. Das wird besser wirken als hundert belehrende Reden. Mögen wir jenes maßvolle und doch so sichere Auftreten, das im soldatischen Wesen inbegriffen liegt, für immer behalten, dann werden uns die großen Aufgaben, die uns bevorstehen, leichter fallen.

Anders liegen die Fragen im Osten des Reiches. Der Sinn für Eigentum ist in der breiten Schicht dort weit weniger entwickelt als im Westen. Was uns im Osten oft als mangelnde Ehrlichkeit erscheint, äußert sich auf der anderen Seite in einer bis zur sinnlosen Verschwendung ausartenden Gleichgültigkeit gegenüber dem eigenen Besitz. Von verschwenderischen Franzosen oder Holländern wird man, seit diese Länder bürgerlich sind, wenig gehört haben, von verschwenderischen oder gegen das Geld fast gleichgültigen Völkern im Osten kann jeder erfahren, der durch diese Länder kommt. Die allen unseren Soldaten so auffallende Armut der Menschen in diesen

Ländern, neben der oft unvermittelt Reichtum und Verschwendung stehen, bezeugt die Unfähigkeit, aus eigener Kraft zu einer höheren Wirtschaftsform aufzusteigen. Wie alt dieser Gegensatz zwischen Westen und Osten innerhalb Europas ist und wie er nicht nur auf einem zeitlichen Entwicklungsunterschied beruht, sondern im Wesen der Völker selbst, das bezeugt uns der römische Schriftsteller und Geschichtsschreiber Tacitus, der in seiner im Jahre 98 verfaßten „Germania" im 46. Kapitel den uralten Verlauf der Kulturgrenze folgendermaßen beschreibt: „Hier ist das Ende des Suebenlandes. Ob ich die Stämme der Peukiner, Wenden und Finnen zu den Germanen oder zu den Sarmaten rechnen soll, ist mir zweifelhaft, wenn auch die Peukiner, die einige Bastarner nennen, nach Sprache, Seßhaftigkeit und Häuserbau den Germanen gleichen. Alle starren von Schmutz, und die Vornehmen leben im trägen Stumpfsinn dahin; infolge ihrer Mischehen ist ihr Äußeres stark nach dem sarmatischen Typus hin entstellt. Die Wenden haben viel von den Bräuchen dieser angenommen, denn sie durchstreifen auf ihren Raubzügen das ganze Wald- und Berggelände zwischen den Peukinern und den Finnen. Gleichwohl werden sie richtiger zu den Germanen gerechnet, weil sie feste Häuser bauen, Schilde tragen und tüchtige und behende Fußgänger sind, alles Eigenschaften, die den Sarmaten, die auf Wagen und Rossen leben, fremd sind. Die Finnen zeigen auffallende Roheit und abstoßende Armut. Zur Nahrung dienen ihnen Kräuter, als Kleidung Felle, als Lagerstätte der Erdboden; ihre Stärke beruht allein auf den Pfeilen, denen sie aus Mangel an Eisen eine knöcherne Spitze geben. Und die Jagd nährt auf gleicher Weise Männer und Weiber; denn überall sind diese die Begleiterinnen der Männer und fordern ihren Anteil an der Beute. Aber auch die Kinder haben keine andere Zuflucht vor Raubtieren und Unbilden der Witterung als ein notdürftiges Geflecht von Zweigen, das ihr Obdach bildet; hierher kehren die Jungmannen zurück, hier haben die Alten ihre Schlupfwinkel. Aber das Leben behagt ihnen mehr als sich auf dem Acker zu quälen oder im Hauswesen zu plagen und eigenen oder fremden Wohlstand in Furcht und Hoffnung zu überdenken; unbekümmert um die Götter, unbeküm-

mert um die Menschen, haben sie das Schwerste erreicht, daß sie nicht einmal der Erfüllung eines Wunsches bedürfen..."

Ich kenne keine bessere Schilderung des Menschen im Osten Europas und keinen eindringlicheren Beweis für die Kräfte des Beharrens als diesen fast zweitausendjährigen. Man muß sich nicht an den Namen der Finnen halten und nicht an das heute lebende und durch Vermischung mit den germanischen Skandinaviern vollkommen veränderte Volk der Finnen denken, man könnte an ihrer Stelle irgend eines der östlichen Völker nennen, wie diese Herder im vierten Teil seiner „Ideen zur Geschichte der Menschheit" weitaus liebevoller als der nüchterne Römer und mit dem für das Fremde schwärmenden Blick des deutschen Dichters geschildert hat: „Unglücklich ist das Volk dadurch geworden, daß es bei seiner Liebe zur Ruhe und zum häuslichen Fleiß sich keine dauernde Kriegsverfassung geben konnte, ob es ihm wohl an Tapferkeit in einem hitzigen Widerstand nicht gefehlt hat; unglücklich, daß seine Lage unter den Erdenvölkern es auf einer Seite den Deutschen so nahe brachte, und auf der anderen Seite seinen Rücken allen Anfällen östlicher Tataren freiließ, unter welchen, sogar unter den Mongolen, es viel gelitten, viel geduldet. Das Rad der ändernden Zeit dreht sich indessen unaufhaltsam; und da diese Nationen größtenteils den schönsten Erdstrich Europas bewohnen, wenn er ganz bebauet und der Handel daraus eröffnet würde; da es wohl auch nicht anders zu denken ist, als daß in Europa die Gesetzgebung und Politik, statt des kriegerischen Geistes immer mehr den stillen Fleiß und den ruhigen Verkehr der Völker untereinander befördern müssen und befördern werden: so werdet auch ihr so tief versunkene, einst fleißige und glückliche Völker, endlich einmal von eurem langen trägen Schlaf ermuntert, von euren Sklavenketten befreit, eure schönen Gegenden vom Adriatischen Meer bis zum karpatischen Gebirge, vom Don bis zur Moldau als Eigentum nutzen und eure alten Feste des ruhigen Fleißes und Handels auf ihnen feiern dürfen."

Welch ein Idyll von frommen und singenden Hirtenvölkern, die wir in den Tagen von Bromberg kennengelernt haben! Welch eine Selbsttäuschung, welch ein gefährlicher Irrtum Herders, diese

Völker erwecken zu wollen und ihnen die Zukunft zu verheißen, jene Zukunft, die uns diese Völker sofort streitig zu machen gedachten, da sie in uns ihre Bedrücker sahen, ja, da wir ihnen selbst, durch Herders Mund, zugestanden hatten, wir seien an ihrem Unglück schuld, das schon an seiner Wurzel des Römers scharfer Blick erkannt hatte. Denn an einer anderen Stelle der angeführten Schrift schreibt Herder: „Sie waren mildtätig bis zur Verschwendung, gastfrei, Liebhaber der ländlichen Freiheit, aber unterwürfig und gehorsam, des Raubens und des Plünderns Feinde. Alles das half ihnen gar nichts gegen die Unterdrückung; ja, es trug zu derselben bei. Denn da sie sich nie um die Oberherrschaft der Welt bewarben, und lieber steuerpflichtig wurden, wenn sie ihr Land nur in Ruhe bewohnen konnten; so haben sich mehrere Nationen, am meisten aber der deutsche Stamm an ihnen versündigt."

Wundern wir uns nicht, wenn ein großer Deutscher solch ein Urteil über unsere Nachbarn im Osten fällt, denn wir haben im Laufe unserer Geschichte uns immer wieder zu solchen fehlerhaften Urteilen über andere Völker hinreißen lassen; wir haben nur selten das richtige Maß gefunden, ob wir diese nun über- oder unterschätzten. Haben wir nicht im Jahre 1830 Polen- und Griechenlieder gedichtet? Haben wir in München nicht, als handle es sich um unsere eigene Geschichte, die Bilder des Freiheitskampfes der Griechen gegen die Türken aufgestellt? Haben wir dafür von Polen, haben wir dafür vom heutigen Griechenland jemals Dank erfahren? Beide Völker bewunderten die Franzosen, aus deren Revolution sie den Gedanken jener Freiheit ableiteten, mit der sie dann so wenig anzufangen wußten.

Aber vergeßt nicht, daß diesem Mangel an aufbauenden Kräften eine Stärke im Beharren und Dulden entspricht, ein Zusammenhalten innerhalb der Sippe, eine Anspruchslosigkeit in den Forderungen an das tägliche Leben, die uns oft einfach unfaßbar erscheinen. Alle diese Völker haben Jahrhunderte der Fremdherrschaft hinter sich und haben es ertragen gelernt, nach jeweils nur kurzen und übermütig durchlebten Zeiten der Freiheit sich stumm unter das Joch zu beugen. Vergeßt und überseht nicht, daß es der Mangel eines eigenständigen Bürgertums ist, das zwischen Bauer und Adel

immer gefehlt hat, der diese Völker zu keiner selbständigen Entwicklung kommen ließ.
Wir haben, durch lange Zeiten in Bruderkriege verstrickt, in unserer drangvollen Lage ohne natürliche Grenzen vergessen, welche aufbauenden Arbeiten wir im Osten an Stelle des dort fehlenden Bürgertums geleistet haben. Die Fürsten dieser Völker haben unsere Siedler selbst gerufen, wir haben ihnen ihre Städte gebaut. Ihr könnt diese Spuren in allen Städten des Ostens verfolgen, wenn sie auch schon längst überwachsen scheinen. Mich hat es gespenstisch berührt, wenn ich in Polen auf Plätzen, die durch Bauart und Anlage ganz deutlich ihre deutsche Herkunft verrieten, die polnischen Juden vor den einstmals deutschen Bürgerhäusern sah. Niemand hat noch gefragt, wohin diese Deutschen, die jene Städte einst erbaut haben, gekommen sind, niemand hat darüber nachgedacht, wie sehr diese verschwundenen Deutschen, nicht nur in Polen, auch in den angrenzenden Ländern, die Völker, in denen sie aufgegangen sind, bereichert und gestützt haben. Der Glanz des fremden Adels, der selbst viel deutsches Blut in sich aufgenommen hatte, die Lebensnähe dieser östlichen Menschen mögen den deutschen Bürgern dort ferne vom Reich ihre Arbeit und ihren Fleiß geringer haben erscheinen lassen, ihr arbeitsreiches Leben enger, ihre Sparsamkeit knauserig, ihr hartes Leben ungut und vielleicht auch lieblos und kalt. Vielleicht ist ihnen allen ihr Wesen nach und nach selbst so erschienen, wie die östlichen Völker den Deutschen, ihren gefürchteten und gehaßten Nachbar, in der Dichtung darstellen: als einen engen Menschen, der es vor lauter Arbeitseifer nicht versteht, zu leben und sich des schönen Daseins zu erfreuen. Und dann kommt es bei dem Bestand eines Volkes in fremder Umwelt immer darauf an, welche Ehre das Mutterland seinen Söhnen in der Fremde zu geben vermag. Deutschland hat nicht seine Siedler in Amerika an die englische Sprache verloren, weil der Engländer volksbeständiger ist als der Deutsche, sondern weil England damals seinen Kindern mehr Ehre mit auf den Weg geben konnte als das in hundert kleine Staaten zerstückelte und in sich uneinige Deutschland. Des Deutschen Ehre war sein Fleiß. Aber Fleiß und Pflichtgefühl ohne Volksbewußtsein können wohl eine Volkswirtschaft aufbauen, aber diese

Tugenden allein verleihen gegenüber fremdem Volkstum nicht die notwendige Standfestigkeit. Nein, Deutschland hat vergessen, daß es den Osten aufgebaut hat. Wäre es anders, in der Stadt Magdeburg müßte eine große Denksäule stehen und auf ihr sollten die Namen aller Städte des Ostens verzeichnet sein, die mit Magdeburger Recht gegründet worden sind.

„Warum haben denn fast alle Völker Europas auf ihre Throne deutsche Fürsten und deutsche Geschlechter geholt?" (so habe ich an anderer Stelle einmal gefragt). Etwa aus Liebe zu dem deutschen Volk? Oder vielleicht gar deshalb, weil sie wußten, daß diese Geschlechter über der ihnen gestellten Aufgabe vergessen würden, welchem Volk sie entstammen? Warum hat denn der ganze Osten zuerst seine Städte und später dann das Gerüst und Gestänge seiner Länder und Staaten von deutschen Bürgern und Bauern erbauen lassen? Warum hat man denn gerade dorthin unsere Siedler gerufen, wohin die eigenen in den Tag hineinlebenden minder arbeitsfrohen Völker nicht gehen wollten, weil ihnen die Mühe zu groß und der Gewinn zu klein schien? Nicht aus Liebe hat man unsere Bürger, Bauern, Soldaten, Werkleute, Arbeiter und Fürsten gerufen, sondern aus Achtung vor ihrer Arbeit, die so selbstvergessen in fremden Diensten schuf, daß wir mit den Früchten dieser Arbeit an die fremden Völker unsere Fürsten, Bürger, Bauern, Soldaten, Werkleute und Arbeiter verloren haben. Wenn es die großen Geschlechter zu vergessen beliebten, wo einst in Koburg, Mecklenburg, Braunschweig, Holstein, Hessen, Sachsen und Schwaben ihre Wiegen gestanden, wenn sich andere Völker nur ungern daran erinnern, wir vergessen es nicht, daß Englands größte Königin, Viktoria, einem deutschen Geschlecht entstammte und von einem deutschen Gemahl in der Kunst des selbstlosen Verwaltens und Regierens unterwiesen worden war; bedenken wir dann, daß ihre Tochter, die Gemahlin des so unglücklichen Kaisers Friedrich, schon nicht mehr zum Deutschtum zurückfinden konnte, dann erkennen wir, wie tragisch sich für unser Volk das späte Reifen zu einem eigenen geschichtlichen Bewußtsein ausgewirkt hat. Wir haben nicht vergessen, was deutsche Geschlechter auf dem Balkan im Dienste der jungen Völker geschaffen, wir wissen, wie Spanien einst unter einem deutschen Ge-

schlecht geblüht und was deutsche Fürsten und deutsche Fürstentöchter in Rußland geleistet haben.

Wie es diesen deutschen Kindern in der Fremde oft ums Herz gewesen sein mag, hat die tapfere und durch kein widriges Geschick zu brechende kluge Liselotte von der Pfalz in ihren Briefen vom französischen Hof des Sonnenkönigs beschrieben; was manche dieser Prinzessinnen zu erdulden hatte, zeigt jene Charlotte Christine Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel, die mit Alexei, dem mißratenen Sohne Peters des Großen, verheiratet war und die allen Haß zu spüren bekam, mit welchem die allrussische Partei Peters des Großen Werk bedachte. Sie, die Schwester der deutschen Kaiserin, der Gemahlin Karls VI. und der Mutter der großen Maria Theresia, lebte neben einem Mann, der sich mit dem Plane trug, alle Deutschen in Rußland in einer Nacht niedermetzeln zu lassen und Petersburg wieder an die Schweden zurückzugeben. Wie viele dieser Fürstentöchter haben an den Höfen der Przemysliden, Arpaden, Piasten, Jagellonen und Romanows gelebt und ihr deutsches Blut weitervererbt!

Man hat aus dem Volke der Kaiser die Männer und Frauen der fürstlichen Geschlechter in keiner andern Absicht in die Fremde gerufen, als man später deutsche Verwalter oder deutsche Ingenieure rief, denn damals hatten die Fürsten jenen Ordnungsgedanken zu verwirklichen, den später in der Wirtschaft die deutschen Werkleute durchzuführen hatten. Die Gouvernanten, die Hofmeister, die Bücher haben diese Völker französisch sprechen, fühlen und denken gelehrt, die aufbauende Arbeit für diese Völker haben aber die Deutschen geleistet. Die Deutschen haben für sie geplant, gebaut, verwaltet, geackert, gerodet, Stollen in die Erde getrieben, gespart und regiert...

Aber was hat uns denn so gesucht und gerufen in der Fremde gemacht, die wir nicht imstande zu sein schienen, unser eigenes Haus zu bestellen?

Welche Kraft war es, die unser Volk von allen germanischen Völkern allein jene Aufgaben fortsetzen ließ, die allen germanischen Stämmen bei ihrem Eintritt in die Geschichte gestellt waren: nämlich die

Welt aus ihrem unverdorbenen Blute zu erneuern und den neu entstehenden Völkern innerhalb des einstigen Römerreiches den starken Rückhalt zu geben? Wer hat uns aufgerufen, Europa als Kaiservolk zu verwalten, die andern zu stützen, fremden Völkern Staaten und Städte zu bauen und an uns selbst zuletzt erst zu denken?

Die Kraft der Ordnung ist es, die unserem Volk von allem Anbeginn an zuteil geworden ist, und die nirgendwo so ihre Verklärung findet wie in der körperlosen, sich nicht auf den Menschen, sondern auf die ewigen Gesetze selbst beziehenden Kunst der Töne.
Mögen uns die wenig sparsamen, die sorglosen Völker eng und knauserig nennen, wenn unser Volk Pfennig auf Pfennig gelegt und seinen Spargroschen immer wieder vermehrt hat, denn der Boden, auf dem wir sitzen, ist kein reicher Boden und alles, was wir erreicht haben, haben wir durch harte Arbeit erreicht. Aber wenn ein Volk seinen Geist und seine Kraft an die ganze Welt verschwendet hat, wenn es seine Kunst mit volleren Händen ausgegeben hat als je ein Magnat, Schlachtschitz oder Bojare sein durch Bauernarbeit erworbenes Geld, dann ist es unser Volk gewesen.

Beschwingter und leichter, anmutiger und freier mag der Fuß des Romanen oder Slawen sein, verglichen mit unserem schweren Schritt, rascher mag ihrem Ohr eine Weise eingehen, enger ihrer Brust mag vielleicht ihr Lied verbunden sein. Göttlicher, reiner, ungefesselt, nur dem Klange nach von dieser Welt, dem Wesen nach aber aus jener Welt über uns stammend, sind die Tonschöpfungen unserer Meister. Nirgendwo wie in ihnen ist jene Kraft zu spüren, die unser eigentliches und geheimes Wesen ausmacht, das vielleicht die Weisen und Lieder der anderen Völker in sich aufnimmt, aber geläutert wiedergibt, jene Kraft, die zeigt, wie schön die Gesetze der Welt sind, wenn sie tönen, und wie groß die Ordnung ist, wenn sie in unserer Brust nachschwingt.

Hier ist die gleiche gewaltige Kraft am Werke, hier verkündet sich jener Stolz, „der den Platz vor dem Hause rein halten wollte", wie Goethe es in der „Belagerung von Mainz" ausdrückt, als er dort wegen der Ordnung vor dem Hause seines Fürsten die berechtigten Rachegelüste beleidigter Bürger in die Schranken wies, jener Stolz

und jene Kraft, die unsere Größe und unser so seltsames Schicksal unter den Völkern der Welt bestimmt haben.
Für dumm hat man uns dieser Eigenschaften wegen gehalten, für weltfremd und für unfähig, unser eigenes Geschick im großen zu gestalten und hier, auf dieser unserer Erde, für uns selbst zu wirken. Daß der Deutsche über der ihm gestellten Aufgabe sein eigenes Geschick vergaß, das hatte alle Welt rasch begriffen. Inmitten Europas lag für alle Völker ein Speicher an Kraft und Fleiß, aus dem man sich holen konnte, was man selbst nicht besaß, bei dem man bekam, was niemals verrechnet werden mußte, was niemand einem vorhielt, an dessen Toren man nur anzuklopfen brauchte, um Menschen über Menschen zu bekommen: Soldaten, die Gibraltar stürmten, die in Amerika kämpften, die unter fremden Fahnen fochten, Werkleute, die Brücken bauten und Bergwerke gruben, kurz, Menschen, die, so bitter es zu sagen ist, bereit waren, zu arbeiten und nach zwei oder drei Geschlechtern ihre Herkunft zu vergessen.
Während die anderen Völker darangingen, die Welt zu erobern und unter sich zu verteilen, haben wir, in unzählige Ländchen zerteilt, ohne einheitliches Volks- und Staatsbewußtsein, unsere Kräfte verliehen, verschenkt, vertan, ja, als es ganz schlimm um uns stand, auch an die Fremden verkauft." (Bruno Brehm: Im Großdeutschen Reiche, A. Luser-Verlag, Wien 1940.)
Glaubt ja nicht, daß die andern Völker dies nicht gewußt haben. Der Polenkönig Johann Sobieski, der im Jahre 1683 zum Entsatz von Wien herangerückt war und dort den Angriff der deutschen Regimenter auf die Türken gesehen hatte, schrieb an seine Frau: „Die Deutschen sind wie Pferde, sie kennen ihre Stärke nicht."
Deutsche Regimenter stellten lange den Kern der französischen Truppen. Vom 16. bis 18. Jahrhundert sind allein eine halbe Million deutsche Schweizer für Frankreich gefallen. Unzählig sind die deutschen Offiziere und Soldaten, die unter Frankreichs Fahnen gegen das Reich gekämpft haben. Nie haben Engländer unter den Fahnen des Reiches für uns gefochten. Wie groß die Zahl der Deutschen war, die für England kämpften, wissen wir aus der Geschichte. Friedrich der Große hat im Siebenjährigen Krieg den Engländern

Kanada erobern geholfen, der Dank dafür war die Lebensbeschreibung Carlyles.
All diese Beispiele habe ich euch genannt, und ich könnte sie noch um unzählige andere vermehren, damit ihr euch stets vor Augen haltet, wie stark und wie schwach euer Volk stets zur gleichen Zeit war. Merkt euch, wieviel unbedankte Arbeit wir geleistet haben, hier in Europa und in allen übrigen Teilen der Welt.
Man vergleicht unsere Zeit immer wieder mit der Zeit Napoleons, man meint, daß Adolf Hitler die gleichen Ziele anstrebe wie der große Korse. Keine Meinung kann irriger sein. Uns geht es nicht um die Eroberung fremder Länder, unser Führer gehört nicht zu den Kondottieres, denen es auf Herrschaft und Macht ankam, uns geht es, und deshalb heißt die Bewegung, unter deren Banner wir angetreten sind, National-Sozialismus, um eine gerechte Verteilung der Arbeit und des Arbeitsplatzes auf dieser Welt. Wir haben zu den Waffen greifen müssen, weil alle friedlichen Lösungen, die der Führer vorgeschlagen hat, von den Gegnern mit Hohn zurückgewiesen worden waren. Das, wozu man uns jetzt zwingt, haben wir all die Jahrhunderte hindurch unbedankt und verlacht im Dienste aller Völker getan.
Man hat uns um diese Arbeit betrogen, als wären wir Tölpel und Pferde, die nicht wissen, wie stark sie sind. Aber die Welt wird staunen, was wir als geeintes Volk zu leisten imstande sind. Die Franzosen, deren Ernte Napoleon einbringen wollte, haben den andern Völkern keine Städte gebaut, haben ihre Bauern nicht in die Fremde geschickt und sie konnten daher auch nirgends in ihr Eigentum zurückkehren. Napoleon hat auch nirgends französische Bauern angesiedelt; ihm lag diese Art der Eroberung des Landes mit dem Pfluge fern.
Wir wiederum hatten den Riesenbau des alten großen Reiches so groß und so breit angelegt, daß wir ihn, wie unsere großen Dome, nicht vollenden konnten. Wir müssen nun, soll das Reich nicht ein Bruchstück bleiben, die am weitesten vorgeschobenen Teile unseres Volkes zurückrufen und ihnen neue Aufgaben zuweisen. Daß wir alten und teueren Besitz dabei aufgeben müssen, können wir im Bewußtsein unserer Kraft hinnehmen. Das deutsche Volk jenseits

der Grenzen hat den Ruf gehört und als Befehl verstanden, dem es mit freiwilligem Gehorsam und Opfermut gehorcht. Wenn sich die andern Völker ein Bild von uns machen wollen, dann sollen sie einmal über diesen Gehorsam nachdenken.

Und all das, die Zugehörigkeit zu einer Volksgemeinschaft, den gleichen Opferwillen für das Reich, den gleichen Gehorsam gegen die Befehle des Führers muß man euch Soldaten in der Fremde auch ansehen. Lieben, das habe ich schon einmal gesagt, wird man euch nicht, aber die Achtung wird man euch nicht vorenthalten können. Euch muß man ansehen, daß ihr zu einem Volk gehört, das in einem großen Krieg gegen eine Welt von Feinden gestanden und nach viereinhalb Jahren erst durch Übermacht und Verrat niedergezwungen worden ist. Euch muß man ansehen, daß ihr heute als Söhne dort steht und daß ihr das ereicht habt, was ein widriges Geschick eure Väter zu erreichen verhinderte. Euch muß man ansehen, daß ihr zu einem Volke gehört, das auf den Wunsch seines Führers seine weit vorgeschobenen Siedlungen geräumt hat und sich in einem Reiche enger zusammenschließt, dessen Grenzen nun endlich einmal für die Dauer gestaltet werden.

Wirklich, Kameraden, wir dürfen nicht blind und taub die Stunde unserer Größe erleben, wir müssen wissen, daß wir diesmal den letzten Einigungskrieg aller Deutschen schlagen. Wie groß der Glaube an die Zukunft unseres Volkes sein kann, das laßt euch von jenen Bauern sagen, die im eisigen Winter des Jahres 1939 tagelang auf verschneiten Wegen dahingezogen sind, um in das Reich zurückzukehren.

Solch einem Volke also gehörst du an, solch ein Volk hast du in der Fremde würdig zu vertreten. Du vertrittst es aber nicht würdig, wenn du in des Führers Rock, mit den Hoheitsabzeichen des Reiches dich in Schenken und Gaststätten mit jenen Mädchen und Frauen herumtreibst, die an dem Leid und an dem Kummer ihres Volkes nicht teilnehmen, die das Schicksal ihres Volkes nicht zur Kenntnis nehmen, weil ihnen dafür einfach jedes Gefühl fehlt. Daß dies nicht die ordentlichen Frauen und Mädchen jener Völker sind, das wirst du dir wohl denken können. Denn jene Mädchen, deren Brüder, jene Frauen, deren Männer von dir und deinen Kameraden besiegt

worden sind, die werden dir wohl kaum mit Freuden um den Hals fallen. Was dir aus solchem leichtfertigen Umgang für Schaden erwachsen kann, das wirst du wohl auch wissen. Der Soldat von heute vertritt keinen eigenen Stand wie einst, da er geworben wurde. Der Soldat von heute ist der Volksgenosse, der die Ehre hat, für sein Volk die Waffe tragen und führen zu dürfen. Es ist schlimmer, sein Blut zu verderben als sein Blut zu verlieren. Mit seinen Wunden, die ihm der Feind geschlagen, hat noch kein Soldat die Heimat verseucht, die Gebrechen, die aus den Schlachten stammen, hat noch kein Soldat an seine Nachkommenschaft weitervererbt.

Der alte Witz vom Quecksilberbergwerk, das man entdeckt zu haben glaubte, und den alten, aufgelassenen Militärfriedhof, den man dann gefunden hat, darf heute keine Geltung mehr haben, denn du bist deinem Volke für deine Gesundheit verantwortlich.

Und welches Recht zur unvermeidlichen Härte willst du in Anspruch nehmen, wenn du dich selbst gehen läßt? Wie willst du dir ein klares Urteil, wie willst du dir das richtige Auftreten bewahren, wenn du beim Trunke die Herrschaft über dich selbst verlierst? Vielen von euch ist in diesem Kriege Gelegenheit gegeben, mehr Verantwortung zu übernehmen, als ihnen sonst in einem friedlichen Leben jemals zugefallen wäre. Ihr werdet euch alle dieser Verantwortung würdig zu erweisen haben. Daß ihr tapfer im Kampfe seid, das wissen wir. Daß ihr es nun auch noch alle erlernen möget, tapfer, diszipliniert und mäßig zu sein, wenn ihr nicht in Reih und Glied steht, das hoffen wir alle um der Zukunft unseres Volkes willen.

Ich weiß nicht, ob jemals Soldaten in der deutschen Geschichte so geliebt worden sind, wie ihr es werdet. Wohin ihr in der Heimat kommt, leuchten euch die Augen aller entgegen. Denn ihr seid, das glaubt mir, wirklich unser bester Besitz, unser einziger Stolz, unsere ganze Hoffnung. Eure Waffen, eure Rüstung, eure Panzerwagen, Flugzeuge, Schiffe und alles, was ihr habt, hat sich das ganze Volk in schweren Jahren vom Munde abgespart. Wenn wir, die Soldaten aus dem großen Kriege, einen Schmerz haben, so ist es der, unserer Wunden oder unseres Alters wegen nicht in euren Reihen stehen zu dürfen. Glaubt daher nicht, daß wir Alten euch etwas vorpredigen

wollen. Haltet uns nicht eure Jugend entgegen, die ihr Recht fordert, glaubt nicht, daß wir euch etwas mißgönnen. Wir wollen euch in der Fremde so geachtet sehen, wie wir euch achten. Das werdet ihr doch einsehen.

Was du nun tun sollst, wenn du diese Schrift, die ich für dich und für deine Kameraden geschrieben habe, gelesen hast? Auch das will ich dir zum Abschied noch sagen. Du hast zwei blanke Augen, du hast ein ordentliches Herz, du weißt, wie ich es gemeint habe. Du weißt vielleicht auch, daß sich dieser und jener deiner Kameraden nicht so aufführt, wie er sich benehmen sollte. Du hast bis jetzt weggeschaut und dir gedacht, daß es dich nichts angehe. Glaube mir, es geht dich, es geht uns alle an. Ich rate dir nun nicht, das einfach deinem Vorgesetzten zu melden. Versuche zuerst noch einmal den Weg der wahren Kameradschaft: nimm deinen Freund beiseite und sprich mit ihm ein klares und vernünftiges Wort. Sag' ihm, worauf es ankommt. Sag' ihm, in welcher Schicksalsstunde unser ganzes Volk steht. Präge ihm ein, daß der Führer auf keinen einzigen Mann verzichten kann. Schreie nicht, mache keinen Lärm, versuche in Güte und Kameradschaft auf deinen Freund einzuwirken. Du weißt nicht, welche Schätze in jedem Mann stecken, wenn man sie nur zu heben weiß.

Daß wir ein ordentliches Volk sind, das weißt du und das weiß ich. Ich habe unsere Soldaten in Prag, in Krakau, in Paris und in Brüssel gesehen und ich habe mich gefreut, wie gut, wie ordentlich, wie unbefangen sie aussahen. Verliert eure auf den Schlachtfeldern erworbenen und bewährten Tugenden nicht während der Zeit der Ruhe. Denkt immer daran, daß die Monate und Jahre, da ihr den Soldatenrock tragt, euch euer ganzes Leben lang unvergeßlich bleiben. Für einen Deutschen sind diese Soldatenjahre die entscheidenden im Leben. Nicht nur daß der Jüngling bei den Soldaten zum Manne wird, daß seine Brust breiter, sein Tritt fester, sein Blick offener werden, auch sein Geist wird geformt und er lernt bei den Soldaten, was immer in ihm bleiben wird: Ordnung, Zucht, Gewissenhaftigkeit, Pünktlichkeit, Aufopferung und Gemeinsinn. Verdirb dir diese Erinnerung nicht dadurch, daß du deinen Pflichten

nicht so nachkommst, wie es dein Volk von dir erwartet. Wenn du das außer acht läßt, schädigst du dich selbst am meisten. Ich habe im großen Krieg einmal einen Kameraden aus dem Graben zurückgeschickt, weil er sich dort nicht so benommen hatte, wie ich es von ihm hatte erwarten müssen. Nach zwanzig Jahren hatte er mir noch geschrieben und sich zu rechtfertigen versucht.

Das habe ich nun für euch geschrieben, wie man einen Brief an einen Freund schreibt. Ich habe dabei immer wieder an die vielen jungen Soldaten gedacht, die ich in diesem Kriege gesehen habe und die mir aus dem Felde ihre Briefe geschickt haben.

Unlängst war eine Mutter bei mir, die ihren Jüngsten draußen hat, und zeigte mir eine Reihe von kleinen losen Zetteln, die Briefe ihres Buben aus Frankreich. Der Junge ist achtzehn Jahre, ihn, dessen Vater den Weltkrieg als Offizier mitgemacht und der bald nach dem Krieg gestorben ist, hatte es nicht daheim geduldet, er war zu dem gleichen Regiment eingerückt, bei dem sein Vater gedient hatte. In den Briefen stand manches von endlosen Märschen, wunden Füßen und von dem schweren Übergang über die Somme. Ihr wißt ja selbst, wieviel man unmittelbar nach einem solchen Schauer der Erlebnisse schreiben kann, und wieviel man einer Mutter zu schreiben vermag. Es waren die Briefe eines tapferen, braven Jungen. Der letzte Brief war in einer Schule bei Versailles geschrieben. Dieser Junge, der kaum der Schulbank entwachsen war, hatte sich in eine der kleinen Bänke gezwängt, hatte einen Zettel aus dem Heft gerissen, das er im Pult fand, und hatte seiner Mutter geschrieben, daß er durch den Ausfall einiger Kameraden nun in die erste Reihe des ersten Zuges seiner Kompanie vorgerückt und beim Einmarsch in Paris einer der allerersten Soldaten gewesen sei. „Du kannst dir denken, liebe Mutter, wie stolz wir an unserem General vorbeimarschierten und wie das Brennen der Füße vergessen war. Wir sind durch die ganze Stadt bis nach Versailles marschiert. Und dann, liebe Mutter, vergiß nicht, möglichst viel Kirschen einzukochen, sag' es nur der Marie, die wird schon wissen, wie ich es gerne habe, damit ich im Urlaub etwas habe, worauf ich mich jetzt schon freuen kann."

So lautete der Brief, ein echter Jungenbrief, und ich mußte lächeln, wenn ich mir dachte, daß solch ein Bürschlein durch Paris marschiert war.

Und wie es der Zufall will, traf ich am Abend des gleichen Tages eine fast siebzigjährige rüstige und starke Frau, die zehn Kinder hatte, und von der nun wieder sechs Buben im Felde stehen, zwei von ihnen, die ältesten, hatten schon den großen Krieg mitgemacht, der eine war damals in die russische und der andere ganz zum Schluß erst in die italienische Gefangenschaft geraten. Die Frau war eine Gärtnerin, die sich nun, da ihre Söhne im Felde waren, trotz ihres Alters tüchtig rackern mußte, um ihr Gemüse frisch auf den Markt zu bringen. Gestern, sagte die alte Gärtnerin, deren Mann an einer Kriegsverletzung bald nach dem großen Krieg gestorben war, gestern sei ihr Hansl nach Hause gekommen, ihr Neunzehnjähriger, ihr Jüngster. Sie habe Schritte gehört, sie habe geahnt, daß es ihr Hansl sei, aber sie sei nicht aufgestanden, weil sie nicht habe aufstehen können. Und richtig, der Hansl sei eingetreten, groß, braun, ein fertiger Mann, geradeswegs mit dem Zug von Frankreich kommend. Ihm gefalle es gut bei den Soldaten, habe er gesagt, er möchte am liebsten dabeibleiben, sein Leutnant sei zufrieden mit ihm und er sei es mit seinem Leutnant auch. So habe der Hansl dann noch lang erzählt, bis spät in die Nacht hinein. Dann habe er aber seine Mutter gefragt, ob er wieder einmal wie einst, da er noch ein kleiner Bub war und wie zum letzten Male, bevor er ins Feld gegangen sei, bei der Mutter im Bett schlafen dürfe. Aber die alte Gärtnerin hatte gelacht und gesagt, jetzt sei der Hansl schon zu breit, jetzt werde er nicht mehr bei der Mutter Platz finden.

Kameraden, vergeßt mir diese Jungen nicht, die in euren Reihen stehen! Ihr seid alle für sie verantwortlich! Schaut darauf, daß sie sich auch als Männer noch ihre kindlichen sauberen Herzen bewahren, und wenn ihr die euren verloren habt, so achtet die Herzen der Jungen, die unser größter Reichtum sind.